Theologisches Literaturblatt.

Zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

Mittwoch 28. November 1827. Nr. 95.

Denkschrift des evangelisch-theologischen Seminariums zu Herborn, für das Jahr 1827. Enthält einen Versuch zur näheren wissenschaftlichen Begründung der göttlichen Offenbarung. Von D. Ludwig Hüffell, Herzogl. Nassauischem Professor, Dekan und erstem Pfarrer zu Herborn. Herborn, gedruckt mit Krieger'schen Schriften. 1827. 58 S. 4.

Mit wahrer Hochachtung vor dem eben so echt christlichen, als streng wissenschaftlichen Streben des Hrn. Verf., die Idee der höheren Offenbarung Gottes, wie solche im Christenthume die vorherrschende ist, recht ins Licht zu setzen, und gegen mannichfaltige Mißverständnisse und Mißdeutungen der theologischen Parteien in Schutz zu nehmen, hat Rec. die vorliegende kleine, aber sehr gehaltvolle, Schrift gelesen und bekennt gern, derselben manche Belehrung zu verdanken. Allein so übereinstimmend im Ganzen das Urtheil des Rec. mit der Ansicht des Hrn. D. Hüffells ist, und sein muß, — da beide offenbarungsgläubige Rationalisten *) sind! — so kann der Unterzeichnete doch nicht umhin, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, in Beziehung deren er sich durch die Darstellung und Beweisführung des Verf., — so geistreich solche auch ist — nicht ganz befriedigt findet. Doch kann hiervon erst dann die Rede sein, wenn zuvor gezeigt worden ist, was Hr. D. H. wirklich geleistet hat. Den Hauptinhalt der in Frage stehenden Schrift gibt der Verf. selbst S. 6 an. Es heißt nämlich hier: „Ich will, nachdem ich 1) den Begriff der Offenbarung näher entwickelt habe (haben werde), 2) die Nothwendigkeit und das Bedürfniß einer höheren Offenbarung gehörig in das Licht zu setzen, 3) mit Berücksichtigung der Einwürfe dagegen, soweit es hier möglich ist, die Realität einer göttlichen Offenbarung zu begründen, und endlich 4) das Verhältniß zwischen Offenbarung und Vernunft zu entwickeln versuchen.“ Man sieht leicht, daß in diesen 4 Punkten Alles enthalten ist, was bei der Untersuchung, welche hier über einen der wichtigsten Gegenstände der gesammten Theologie angestellt wird, in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Sind sie also ganz erschöpfend bearbeitet, läßt ihre Entwickelung keine Lücken übrig, so muß dann die schon lange streitig gewesene Sache, als nunmehr zum Spruche reif betrachtet werden. Rec. hat nun nachzuweisen, was der Hr. Verf. hier wirklich geleistet hat, und es mit demjenigen zu vergleichen, was die Wissenschaft zu leisten gebot.

*) Obgleich Hr. H. sich den Namen eines Rationalisten verbitten dürfte, so ist er es doch in der That; oder wenigstens ein Offenbarungsgläubiger, welcher die Rechte der Vernunft ehrt.

Wenn Hr. H. in der Vorerinnerung S. 3 — 6 die Leser für den Glauben an eine höhere und besondere göttliche Offenbarung zu gewinnen sucht, und in dieser Hinsicht S. 4 nur an billige Beurtheiler seiner Schrift sich wenden will; so ist diese captatio benevolentiae mindestens etwas sehr Unschuldiges und Verzeihliches, und Schreiber dieses glaubt, sich ohne Unbescheidenheit unter diese Kategorie rechnen zu dürfen. Gleichwohl muß er schon auf eben dieser Seite 4 einen Mangel an innerem Zusammenhange der Ideen, — um nicht zu sagen: Widerspruch! — in folgendem Satze rügen: „Wenn wir uns auch wirklich Gott als ein freies, persönliches Wesen ꝛc., und seine Offenbarung als einen nothwendigen Act seiner Alles durchdringenden Wirksamkeit, und nicht als eine blos originelle Erscheinung ꝛc. denken, so u. s. w.“ Denn zugegeben, daß Gott als ein freies Wesen gedacht werden müsse, — was auch des Rec. volle Ueberzeugung ist — so ist damit noch keineswegs gesagt (ja nicht einmal wohl in Uebereinstimmung zu bringen), daß seine Offenbarung ein nothwendiger Act seiner Wirksamkeit sei; indem die Begriffe: „Freiheit und Nothwendigkeit“ einander nicht nur nicht involviren, sondern sogar sich gegenseitig ausschließen. Es sollte also wohl nie von der Nothwendigkeit (in Beziehung auf Gott gedacht), sondern stäts nur von der Realität und Wirklichkeit der Offenbarung (und höchstens von dem Bedürfnisse des Menschen, eine Offenbarung zu erhalten, aber nicht Gottes, sie zu geben), die Rede sein. Ferner scheint dem Rec. diejenige Offenbarung Gottes nicht wohl eine besondere (zunächst nur auf einige wenige Individuen, mit Ausschluß der übrigen, bezügliche) sein zu können, welche durch den nothwendigen Act einer Alles durchdringenden Wirksamkeit Gottes hervorgebracht wird. Denn dieser letztere Ausdruck begründet die Offenbarung nur in der Eigenschaft als etwas schlechthin Allgemeines, und schließt alles Besondere aus. Auf diesen Punkt muß Rec. jedoch späterhin noch einmal zurückkommen. Wenn es S. 5 heißt: „Wozu brauch' ich ein höchstes Wesen, wenn meine Vernunft mein Gott ist? ꝛc.“ so liegt eine so handgreifliche Verwechslung des erkennenden und verehrenden Subjects (der Vernunft) mit dem erkannten und verehrten Objecte dabei zum Grunde, daß es schwer einzusehen ist, wie der sonst so scharfsinnige Hr. Verf. zu einem solchen Mißgriffe kommen konnte, welcher übrigens auch noch die Absicht voraussetzt, die Vernunft herabsetzen zu wollen, und als Abgötterei darzustellen. — Dieß hätte man von Hrn. D. Hüffell, welcher an vielen anderen Stellen seiner Schrift die Rechte der Vernunft anerkennt, nicht erwarten sollen!

Von S. 6 — 14 wird der Begriff der göttlichen Offenbarung, von welchem hier ausgegangen werden soll, näher

entwickelt. Nachdem der Hr. Verf. darauf aufmerksam gemacht hatte, daß weder die Schriften des N. T., noch die symbolischen Bücher einen logischen Begriff von Offenbarung aufgestellt hätten, was allerdings wahr ist; nachdem er ferner die abweichenden Definitionen mancher älteren und neueren Dogmatiker, von Calov bis Wegscheider und Schott herab, kurz angeführt hatte; gibt er endlich selbst S. 11 eine Definition, und erklärt die Offenbarung als „denjenigen Theil der göttlichen Wirksamkeit, welcher nicht bereits im gewöhnlichen Causalnexus dessen, was wir Natur und natürlich (als sinnlich wahrnehmbare Erscheinung) nennen, enthalten ist, sondern neben und über demselben, ohne Störung anderer Gesetze, vielmehr in eigenthümlicher, wohlgeordneter Organisation, den vernünftigen Geschöpfen diejenigen Mittheilungen von Gott und göttlichen Dingen gewährt, welche der gewöhnliche Causalnexus nicht gewähren kann, auch nie gewähren wird.“ Allein diese Definition, auf welche doch sehr viel ankommt, indem sie die Basis der ganzen, in diesem Werkchen enthaltenen Untersuchung ist, — kann nicht befriedigen.

Auch abgesehen davon, daß sie ungebührlich weitschweifig ist, und höchst überflüssige Tautologieen enthält (denn das versteht sich doch wohl von selbst, daß, wenn der gewöhnliche Causalnexus Etwas nicht gewähren kann, er solches auch nie gewähren wird); ist 1) eine ganz ungemeine Unbestimmtheit und Zweideutigkeit in dem Ausdrucke „gewöhnlicher Causalnexus“ unverkennbar. Was heißt hier gewöhnlich? Und wo fangen seine Gränzen an, wo endigen sie sich? Ist alles Ungewöhnliche schon ein Act der göttlichen Offenbarung? Wird dagegen demjenigen, welcher göttliche Offenbarungen oft empfängt, nicht eben dadurch der Causalnexus, durch welchen dieß geschieht, zum gewöhnlichen? Hören aber darum jene Mittheilungen auf, für ihn göttliche Offenbarungen zu sein? Alle diese und noch mehrere ähnliche Fragen beweisen, daß man bei der Unbestimmtheit des von Hrn. D. Hüffell gebrauchten Ausdrucks, zu keinem deutlichen Begriffe dessen gelange, was ihm eigentlich Offenbarung ist. Aber es fehlt auch 2) bei aller Weitschweifigkeit der Definition, doch gerade dasjenige Kriterium, wodurch die höhere und unmittelbare Offenbarung Gottes, von der blosen Vernunfterkenntniß Gottes (welche hier doch ausgeschlossen werden soll) sich mit Zuverlässigkeit unterscheiden ließe. Denn, wenn blos der Causalnexus, welcher uns als sinnlich wahrnehmbare Erscheinung Natur heißt, ausgeschlossen werden soll; so bleibt die Vernunft, als Vermögen der Auffassung übersinnlicher Ideen, offenbar in dem Kreise dessen, wodurch Gott seine höheren Mittheilungen an die Menschen gelangen läßt; sie wird hierdurch anerkannt, als Offenbarungen nicht blos empfangend, sondern auch gebend. Und dieß will doch der Hr. Verf. nicht einräumen. Was soll es endlich 3) heißen, wenn gesagt wird: „diese Wirksamkeit Gottes geschehe in eigenthümlicher, wohlgeordneter Organisation?“ Hiermit ist eigentlich nichts Deutliches ausgesagt; und es läge daher dem Hrn. Verf. ob, dasjenige recht kenntlich zu bezeichnen, was er unter dieser Organisation ꝛc. gedacht haben will. Meint er damit den eigentlichen Modus der von Gott ausgehenden Ideenmittheilung, welche Offenbarung genannt wird; so wäre die nähere und bestimmte Angabe desselben allerdings das beste Mittel, allen Streit über Möglichkeit und Wirklichkeit dieses göttlichen Acts für immer zu schlichten. Aber wo hat er diesen Modus näher nachgewiesen? und wie kann er es? Rec. hat sich bei der Beurtheilung dieser Begriffsbestimmung lange, — vielleicht allzulange! aufgehalten; allein diese Ausführlichkeit schien ihm nöthig, um desto leichter darzuthun, daß die Untersuchung im Ganzen nicht vollkommen befriedigend ausgefallen sein könne, da schon der ihr zu Grunde liegende Begriff nicht klar genug aufgefaßt, nicht logisch richtig ausgedrückt, und das eigentliche Beweisthema nicht mit logischer Schärfe begränzt angegeben worden ist. Bei Anderem kann und will Rec. kürzer sein. So z. B. soll hier nicht darauf eingegangen werden, zu prüfen, ob der von Hrn. D. Hüffell gegebene Begriff der unmittelbaren Offenbarung Gottes a) biblisch und b) symbolisch sei. Denn, weil der Hr. Verf. selbst bereits zugegeben hat, daß in der Bibel so wenig, als in den symbolischen Büchern, der Begriff der höheren Offenbarung Gottes logisch entwickelt anzutreffen sei, von welchem es sich doch bei der versuchten näheren und wissenschaftlichen Begründung der Offenbarungstheorie wesentlich handelt! — so könnte jene Untersuchung hier kaum von einigem Nutzen sein. Uebrigens muß Rec. sein besonderes Wohlgefallen darüber aussprechen, daß Hr. D. Hüffell seine Offenbarungstheorie keineswegs der Vernunft entgegensetzen will, sondern vielmehr S. 10. 11 ausdrücklich sagt: „Was das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung nach dieser Theorie betrifft, wovon wir später handeln werden, so ist es genugsam vorläufig damit angedeutet, daß wir (in der Def.) vernünftige Geschöpfe sagten; womit eine absolute Unterwerfung der Vernunft und eine absolute Nöthigung derselben im Sinne der Propheten der alten Welt, oder das Verhältniß einer Magd und Herrin gleich Anfangs aufgehoben wird. Vielmehr ist damit die Vernunft, sowohl als das objectum informationis, wie als das principium probationis, anerkannt.“ Bei solchen Aeußerungen, welche dem Hrn. Vf. wahre Ehre machen, ist es um so mehr zu bedauern, daß ihm die Begründung seiner Theorie nicht vollkommen gelungen ist.

S. 14—33 versucht es der Hr. Vf., die Nothwendigkeit und das Bedürfniß einer besonderen göttlichen Offenbarung darzuthun, indem er 1) die Quellen, aus denen sonst noch reine Gotteserkenntniß zu schöpfen versucht wird, angibt und als unzulänglich für diesen Zweck bezeichnet; 2) aus der Geschichte der Philosophie nachzuweisen sich bemüht, daß ohne eine besondere und unmittelbare göttliche Offenbarung nirgends eine wahre und Gottes würdige Religionserkenntniß erzielt worden und anzutreffen sei.

Als Quellen, aus denen man — auch ohne nähere göttliche Offenbarung! — Religion schöpfen zu können vermeint, und oft vergeblich versucht habe, werden hier folgende angegeben: a) die Vernunft; b) der Glaube an Gott, als Instinct betrachtet, oder ein unmittelbares, dem Menschen gleichsam angeborenes, Bewußtsein von Gott; c) die Natur und Naturbetrachtung. Was nun zunächst a) die Vernunft anbelangt, so will ihr der Hr. Verfasser zwar sehr Vieles und Großes, — sogar das Richteramt über die göttliche Offenbarung! S. 17 — einräumen; gleichwohl aber wird sie als unfähig betrachtet, ohne höhere

göttliche Belehrung zur wahren Gotteserkenntniß zu gelangen. Um dieß zu beweisen, beruft sich Hr. D. Hüffell 1) auf den Unterschied zwischen Vernunftvermögen, und wirklich ausgebildeter Vernunft. Letztere will er aber nur da anerkennen, wo die Offenbarung bereits eingewirkt, und das Vernunftvermögen bis zur wirklichen Vernunft potenzirt hat. Hier muß ihm Rec. widersprechen. Zwar gibt er gern zu, daß zwischen dem blosen Vermögen (= der Anlage) zur Vernunft, wie solches im Kinde, im Wilden rc. sich vorfindet, und zwischen der wirklichen und ausgebildeten Vernunft, als einem Gewordenen, unterschieden werden müsse. Aber daß diese Vernunft nur durch Offenbarung werde, daß also z. B. Sokrates, Plato, Cicero rc. keine wirkliche Vernunft besessen hätten, — was aus Hrn. D. Hüffells Sätzen nothwendig folgt! — dieß kann und wird Rec. nie einräumen; obgleich er gern und dankbar erkennt, daß die durch Offenbarung, namentlich durch das Christenthum, belehrte Vernunft höher und reiner gebildet werde, als die sich selbst überlassene. Aber daß es gar keine wirkliche Vernunft gebe, als die, welche durch Offenbarung entwickelt wurde, ist eine ganz falsche Behauptung des Hrn. Verfassers. Besser, als durch die unhaltbare Distinction ist es dem Hrn. D. Hüffell gelungen, 2) durch Nachweisung der auffallenden Irrthümer, in welche auch selbst die größten Philosophen gar häufig geriethen, wenn sie ohne das Licht der göttlichen Offenbarung über Gott und göttliche Dinge Lehren aufstellten, ein gewisses Mißtrauen gegen die Vernunft, als Quelle religiöser Erkenntnisse betrachtet, zu erregen, und einigermaßen zu begründen. Und insofern kann die, von S. 17 — 24 fortlaufende, Anführung verschiedener seltsamer Behauptungen alter und neuer Philosophen, als den Zweck des Hrn. Verf. wirklich fördernd, betrachtet werden. Denn allerdings wird man um so geneigter sein, eine besondere göttliche Offenbarung für nothwendig anzusehen, und mit Dankbarkeit anzunehmen, je weniger befriedigt man von den philosophischen Untersuchungen der Nichtoffenbarungsgläubigen zurückkommt. Gleichwohl muß Rec. bekennen, daß auch dieses Argument des Hrn. Verf. für die Nothwendigkeit rc. ihm nicht als vollkommen schlagend und beweisend vorkomme, aus dem einfachen Grunde, weil dabei immer als bereits bewiesen vorausgesetzt wird, was doch erst bewiesen werden soll, nämlich, daß die anderen, und namentlich die christl. Weisen und Religionslehrer, Christus, die Apostel rc. nicht ebenfalls auf dem Wege der Vernunftbildung und Entwickelung, — freilich der ganz vorzüglich glücklichen! — zu ihren religiösen Einsichten gelangt seien. Wäre dieß der Fall, — wie wenigstens alle strenge Rationalisten glauben! — dann stünden gelungene Versuche einer eigentlichen Vernunftreligion, den mißlungenen von Seiten der heidnischen Philosophen gegenüber, und es würde sonach immer noch nicht zu behaupten sein, daß die Vernunft außer Stande sei, eine Gottes würdige und den Menschen beglückende Religion aus sich selbst hervorzubringen. (Wohl gemerkt! Dieß ist nicht eigentlich die Meinung und das System des Rec., wohl aber muß er es hier anführen, um zu zeigen, warum er glaubt, daß Hrn. D. Hüffells Beweisführung nicht ganz dazu geeignet sei, einen eigentlich reinen und strengen Rationalisten, z. B. Wegscheider, Gebhard rc. zu überzeugen; folglich

auch, daß die Aufgabe des Hrn. Verf. nicht als ganz gelöst könne betrachtet werden.)

Was ad b) von dem Gottesbewußtsein als Instinct gesagt wird, wobei vorzüglich Jakobi und Bouterweck vom Hrn. Verf. angeführt werden, glaubt Rec. übergehen und dem eigenen Nachlesen empfehlen zu dürfen.

ad c) Es ist freilich wahr, was Hr. D. Hüffell S. 29 — 31 darüber sagt, daß die Natur und ihre Betrachtung Viele, sehr Viele sogar, zur Religion nicht geführt habe, und daß man bei großer Naturkenntniß sogar Atheist sein könne; (aber kann man dieß bei großer, jedoch blos historischer Bibelkenntniß nicht auch?) daraus aber folgt keineswegs, daß nicht eben diese Naturbetrachtungen viele, sehr viele, Andere zur Gotteserkenntniß und Gottesverehrung wirklich geführt habe; und am allerwenigsten, daß sie hierzu auch gar nicht einmal führen könne. Wenn der Hr. Verf. es unternehmen wollte, Letzteres zu behaupten, so würde seiner Behauptung der Apostel Paulus schroff, und so recht e diametro, entgegen treten, welcher Röm. 1, 19. 20. die Betrachtung der Werke Gottes (also doch wohl die Natur?) als ein Mittel rühmt, das unsichtbare Wesen Gottes kennen zu lernen, und es den Heiden V. 23. zum Vorwurfe macht, daß sie dieser Gottesoffenbarung (φανερωσις θεου V. 20.) ungeachtet, von der Gottheit doch so unwürdige Vorstellungen hätten. — —

Eine vierte Quelle religiöser Einsichten und Gefühle d) das moralische Bewußtsein des Menschen nämlich, übergeht Hr. D. Hüffell ganz mit Stillschweigen. Vielleicht hätte er es aber doch anführen sollen, weil nicht nur jetzt sehr Viele geneigt sind, alle Religion auf das Gewissen und die moralische Anlage im Menschen zu bauen, sondern weil auch eben wieder Paulus selbst, Röm. 2, 14. 15., auf eben dieses Gewissen, welches selbst die Heiden ihre Pflicht, den Willen Gottes, und den Weg zu ihrer Seligkeit kennen lehre, so ernstlich aufmerksam macht.

Doch darüber will Rec. mit dem Hrn. Verfasser nicht rechten; wohl aber muß er es ernstlich rügen, daß derselbe S. 17 sagt: „Aber wie alt oder neu dieser Vernunftgötzendienst auch sein mag, immer ist und bleibt derselbe Götzendienst, Selbstanbetung, Selbstvergötterung, die aller gesunden Vernunft rc. widerspricht, und nur darum so eigensinnig vestgehalten wird, um einen Grund zur Bestreitung der göttlichen Offenbarung zu haben." Diese Invective hätte sich Hr. D. Hüffell ersparen können und sollen, wenn er bedacht hätte, daß die Vernunft nie begehrt hat, objectum religionis, sondern sich immer damit begnügt hat, principium cognoscendae religionis zu sein. Man vergleiche hierzu, was oben, über die S. 5 vorkommende ähnliche Aeußerung, gesagt worden ist.

Vieles Andere, was Rec. hier noch gern anführen möchte, wenn es ihm der Raum gestattete, wird mit Stillschweigen übergangen.

Von S. 33 — 52 geht der 3. Abschnitt, welcher die nähere Begründung der Realität einer besonderen göttlichen Offenbarung enthält, oder vielmehr enthalten soll.

Dieser Beweis wird von dem Hrn. Verf. auf eine doppelte Weise geführt. Zuerst historisch, insofern nachgewiesen wird, wie Abraham, ja bereits Thara, Regu, Peleg, schon reinere Gotteserkenntniß gehabt hätten, als die weit später lebenden, und bereits in anderweitiger wissen-

schaftlicher Bildung weiter fortgeschrittenen, griechischen Weisen. Dieß muß zugegeben werden, ist aber auch etwas längst Bekanntes. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß die historische Begründung des Glaubens an Offenbarung an sich betrachtet, die beßte wäre, welche es nur geben kann. Denn wie könnte wohl vernünftiger Weise noch irgend ein Streit über die Möglichkeit dessen obwalten, was bereits in seiner Wirklichkeit historisch dargethan worden ist? — — — —

Indessen steht uns hier immer noch der Einwurf der Nichtoffenbarungsgläubigen unter den Rationalisten entgegen: „daß zwar die Familie Abrahams rücksichtlich einer reineren (wiewohl immer noch sehr unvollkommenen und mangelhaften) Gotteserkenntniß, höher gestanden sei, als nicht nur ihre Zeitgenossen, sondern auch viele später lebende, und übrigens sehr gebildete Männer; daß aber dieser Vorzug nur etwa auf die Art ihnen eigenthümlich sei, wie z. B. dem Archimedes seine mathematischen Einsichten, oder einem großen Theile der Griechen ihre ausgezeichnete Kunstfertigkeit. Non omnia possumus omnes; aber deßwegen ist es nicht gerade nothwendig, anzunehmen: daß der, welcher kann, was Andere nicht vermögen, von Gott selbst müsse besonders belehrt worden sein."

Dieser Einwurf dürfte vielleicht nicht so ganz leicht, als Hr. D. Hüffell meint, gründlich gehoben werden können. So lange aber, als dieß nicht geschehen ist, hat auch jener historische Beweis keine vollkommen überzeugende Kraft.

Doch, Hr. D. Hüffell verläßt bald den betretenen historischen Weg selbst wieder, und begibt sich auf das Gebiet der philosophischen Untersuchung, um theils die Möglichkeit, theils die Wahrscheinlichkeit, theils endlich die Realität und objective Wirklichkeit einer besonderen und höheren göttlichen Offenbarung darzuthun. Alles nun, was für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Sache von dem Hrn. Verf. gesagt wird, läßt Rec. hier ganz zur Seite liegen, um auf die Prüfung des Hauptbeweises, welcher für die Wirklichkeit der Offenbarung geführt worden ist, desto mehr eingehen zu können. Das Wesentlichste dieser Beweisführung kommt auf folgende Sätze, welche als der langen Rede kurzer Sinn zu betrachten sind, hinaus: a) Alle Menschen sind der Religion bedürftig, zu Erlangung derselben aber aus eigener Kraft nicht fähig (vergl. das 2. Capitel); b) Gott steht mit dem Menschen in einer solchen Beziehung, daß sein Licht gebender und Licht verbreitender Geist, auf den empfangenden Geist des Menschen ungehindert einwirken kann, ja einwirken muß, ohne an die gewöhnlichen Naturgesetze, — in denen die Wirksamkeit Gottes keineswegs ganz aufgeht! — gebunden zu sein; c) daher ist anzunehmen, daß sich Gott der Menschheit, deren wohlwollender und freier Erzieher er ist, auch auf die entsprechende Weise besonders geoffenbart haben werde und müsse.

Die Nachweisung dieser Sätze als eigenthümlicher Behauptungen des Hrn. Verf. kann nicht schwer sein. Und zwar ad a) handelt davon das, bereits in dieser Recension gewürdigte, 2. Capitel der Hüffell'schen Schrift ausschließend. ad b) Folgende Sätze werden die Meinung des Hrn. Vf. über diesen Gegenstand am klarsten herausstellen. S. 37 heißt es: „Es bleibt uns also Nichts übrig, als entweder auf jeden Zusammenhang des Geistes mit einem Geiste,

der Vernunft mit einer Vernunft zu verzichten, dasjenige, was wir Geist, Gemüth, Vernunft nennen, für eine blose Spielart der Natur zu halten, und so den Naturalismus auf den Thron zu erheben, oder in dem menschlichen Geiste, in der menschlichen Vernunft, einen sich aus einer höheren Weltordnung herabsenkenden Zweig des Göttlichen, ganz in Gemäßheit jener Gesetze eines allgemeinen Zusammenhangs, anzunehmen, der als solcher nun schon an sich auch in höheren Beziehungen stehen muß. Hiermit ist aber die Denkbarkeit und Vernunftmäßigkeit einer besonderen Verbindung Gottes mit der menschlichen Vernunft nicht nur eingeleitet, sondern wirklich begründet ꝛc." Ferner: S. 40 „Mit der Idee Gottes ist schlechthin keine Art von Beschränktheit vereinbar. Gott muß Alles in Allem sein, oder er ist überhaupt Nichts. Er muß zu jeder Stunde frei über und in seiner Schöpfung wirken können, oder er kann überhaupt gar nicht wirken ꝛc. — Der Sinn des Menschenlebens kann in geistiger Hinsicht nie anders, als ein freies Werden gedacht werden; steigende Vervollkommnung der vernünftigen Geschöpfe muß demnach als integrirender Theil der ewigen Rathschlüsse Gottes angesehen werden. Dieses freie Werden, diese steigende Vervollkommnung erfordert aber ein freies Walten, eine freie Erziehung und Lenkung, um so mehr, als bei aller Gesetzmäßigkeit des geistigen Organismus hier Stillstand aufzuheben, dort Rückgang zu hemmen, hier wieder Fortschritte zu beflügeln sind, wobei die Annahme einer blinden Nothwendigkeit als der grellste Widerspruch erscheinen muß; denn es ist hier kein Pflanzenleben, kein Uhrwerk, das, einmal aufgezogen, von selbst geht, es ist ein freies Leben, welches beständig geleitet werden muß. Wäre also Nichts vorhanden, was die freie, unbeschränkte Wirksamkeit Gottes postulirte, so wäre es die Freiheit der Menschen, die gebieterisch einen freien Erzieher erfordert ꝛc."

Aus diesen Prämissen ist es klar, daß der Hr. Verf. eine wechselseitige Verbindung Gottes mit der Menschheit in der Art annimmt, daß die Menschen eine göttliche Offenbarung nicht entbehren können, und Gott dieselbe ihnen, seinem Wesen nach, geben muß und wirklich gibt. Allein eben hieraus, — wenn diese Vordersätze nämlich als gültig angenommen werden, — folgt mit Nothwendigkeit „daß Gott entweder allen Menschen, oder gar keinem Menschen, seine Offenbarung ertheilen werde und müsse." Denn das Begründete muß durchaus eben so weit reichen, als der Grund reicht, auf welchem es ruht. Wer mir Etwas darum gibt, weil er mir es schuldig ist, der muß es eben sowohl Allen geben, denen er es gleichfalls schuldig ist. Der Grund aber, um dessen willen, nach Hrn. Dr. Hüffells Behauptung, Gott den Menschen seine Offenbarung ertheilen soll, ist schlechthin allgemein, und beruht auf dem Verhältnisse Gottes zu den Menschen; folglich muß seine Offenbarung auch eben so allgemein sein, — und gerade nach diesen Prämissen wäre eine besondere, nur wenigen einzelen Menschen zu Theil gewordene, Offenbarung schlechthin zu verwerfen. Eine solche ganz allgemeine, zugleich Gottes würdige, und den Bedürfnissen der Menschen Befriedigung gewährende, Offenbarung Gottes aber, — wie sie nach den Vordersätzen des Hrn. D. Hüffells verlangt werden muß, — ist die aus Vernunft, Gewissen, und Naturbetrachtung hervorgegangene, wie sie auch der Apostel Paulus rühmt,

Röm. 1 u. 2. und besonders Ap. Gesch. 14, 17, indem Gott sich keinem Menschen, so weit nur der Regen strömt, und die Erde ihre Fruchtbarkeit äußert, unbezeugt gelassen hat. Allein gerade diese allgemeine Vernunft- und Naturoffenbarung Gottes ist es, die Hr. D. Hüffell, — ganz im Widerspruche mit seinen eigenen Prämissen! — verwirft. Hierdurch hält sich nun Rec. für berechtigt, ad c) das Urtheil zu äußern: „daß Hr. D. Hüffell die Realität einer besondern göttlichen Offenbarung keineswegs bewiesen habe." Diesemnach sind es auch reine Machtsprüche von ihm, die aller Begründung ermangeln, wenn er S. 43 sagt: „Was den Einwand betrifft, wie sich Gott, vermöge seiner, alle Dinge gleichmäßig umfassenden, Wirksamkeit an Einem Orte, bei Einem Menschen mehr, als bei dem Andern habe wirksam beweisen können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen? so ist dieser so eigensinnig gesucht, daß wir ihn gar nicht weiter berücksichtigen mögen." Hätte sich der Hr. Verf. doch herabgelassen, ihn zu berücksichtigen! Denn wenn einmal, wie er doch selbst behauptet, der Grund der Offenbarung Gottes in der Relation liegt, in welcher Gott zu den Menschen, und zwar zu allen Menschen, steht; so ist der Einwand keineswegs eigensinnig gesucht, vielmehr schlechthin unabweislich, warum hat sich Gott nun nicht auch allen Menschen auf gleiche Weise geoffenbart? Etwas ganz Anders ist es, wenn man, — wie auch Rec. immer thut, — die nähere Offenbarung Gottes als eine ganz freie Wohlthat Gottes ansieht, die er ohne Ungerechtigkeit gegen irgend einen Menschen hier geben, dort versagen kann, weil er sie Keinem schuldig ist. Da darf man allerdings nicht fragen: „Warum thust du das?" noch scheel sehen, daß er so gütig ist. Wie aber darf Hr. D. Hüffell einen solchen Grund, warum Gott Einigen, und nicht Allen, seine Offenbarung ertheilt habe, aufstellen wollen, da er S. 47 ausdrücklich sagt: „Eine Verbindung der menschlichen Vernunft mit der Urvernunft, mit Gott, fanden wir als etwas durchaus Nothwendiges, weil nirgends ein isolirtes Leben nachgewiesen, und überhaupt auch nicht gedacht werden könne." Und nun soll doch das Leben der Meisten als so isolirt, und nur das Leben Weniger, als in besonderer Verbindung mit Gott stehend, angesehen werden? Das ist ja reiner Widerspruch! Hiernach ist auch zu beurtheilen, was Hr. Hüffell S. 39 sagt: „Daß Gott nur einzele Individuen dieser ganz besonderen Mittheilung würdigt, kann sehr leicht erklärt werden, wenn man erwägt, daß sich Gott allen Menschen nicht auf gleiche Weise offenbaren könne, ohne die menschliche Natur überhaupt umzuschaffen rc." Warum denn? Ist denn Gott nicht aller Menschen Vater und Erzieher? Mußte die menschliche Natur erst umgeschaffen werden, um einer Erleuchtung und Mittheilung von Seite Gottes fähig zu sein, wie kann sie denn derselben so allgemein bedürftig sein, als sie der Hr. Verf. überall, und besonders S. 44 schildert, wo es unter Andern heißt: „In der reinen ungetrübten Idee Gottes, wie wir solche gefunden haben, liegt zugleich eine Verbindung Gottes mit seinen Geschöpfen, — doch wohl mit allen, nicht blos mit einigen? — eine Vaterschaft, die nicht anders, als mit Verletzung der Idee Gottes aufgegeben werden kann, die aber auch zugleich eine Offenbarung schlechthin nothwendig macht. rc. — Welcher Gott wäre der, welcher außer aller Verbindung mit seinen Menschen stünde, sich ewig nur suchen, nie aber finden ließe? Wo bliebe da die so oft gepriesene Liebe?"

Also Gottes Liebe, seine Vaterschaft, ist der allgemein gültige Grund zur Ertheilung einer Offenbarung; muß also diese Offenbarung nicht eben so allgemein sein, als diese Liebe ist? — Und da sie dieß gleichwohl nicht sein, da eine besondere Offenbarung Gottes, mit Ausschluß der Meisten, nur wenigen Menschen zu Theil geworden sein soll; steht da nicht die vom Hn Verf. gezogene Consequenz mit seinen eigenen Prämissen im grellsten und unverkennbarsten Widerspruche?

Noch muß hier Rec. den, S. 41 vorkommenden, ganz ungeeigneten, und zur Ungebühr spottenden, Ausdruck: „Reichsunmittelbarkeit der Vernunft" mißfällig bemerken und rügen.

Uebrigens aber ist der Beurtheiler mit demjenigen, was der Hr. Verf. über die Beziehung Gottes zu den Menschen, über Gottes Freiheit, mit welcher er, — unbeschadet der, von ihm selbst gegebenen Naturgesetze! — auch über die Natur waltet, über die Wunder Jesu, und die Art, wie diese als Kriterium der höhern göttlichen Sendung Christi gebraucht werden können, in diesem 3. Abschnitte gesagt hat, vollkommen einverstanden. Ein Gleiches gilt auch von Capitel 4. S. 54—58, wo von dem Verhältnisse der Offenbarung und Vernunft auf eine Art gesprochen wird, daß jeder offenbarungsgläubige Rationalist damit zufrieden sein kann und sein muß. (Mit Ausnahme jedoch des, schon oben widersprochenen Satzes: „daß erst durch die Offenbarung das Vernunftvermögen des Menschen zur wirklichen Vernunft werde.")

Gern führte Rec. hier noch einige schöne Stellen aus diesem Abschnitte an, die dem Hrn. Verf. sehr zur Ehre gereichen; wenn nur nicht ohnehin schon die Recension ausführlicher geworden wäre, als sie eigentlich hätte werden sollen; weßhalb aber die, mehr intensive als extensive, Größe des zu beurtheilenden Gegenstandes, mit Recht als Grund der Entschuldigung wird angeführt werden können.

Scheidend von diesem Werke, muß der Rec. dem Hrn. Verf. desselben für viele seiner scharfsinnigen Gedanken, zeitgemäße Erörterungen, und den überhaupt bewiesenen Geist der Prüfung und wissenschaftlichen Untersuchung, in Beziehung auf die wichtigsten Gegenstände des theologischen Forschens, seinen aufrichtigen und achtungsvollen Dank öffentlich bezeugen; zugleich aber auch eben so aufrichtig bedauern, daß desselben guter Zweck nicht als vollständig erreicht könne betrachtet werden, indem der Glaube an eine besondere Offenbarung Gottes rc. durch die vorliegende Schrift nicht tiefer und überzeugender, als er es bereits war, begründet worden ist.

O. R.

Scenen aus dem Leben Abrahams. Ein Beitrag zur Bildung des Herzens (,) von August Friedrich Holst, Pastor zu St. Nikolai vor Chemnitz. Chemnitz, bei Wilhelm Starke. 1826. VI und 514 S. 8. (1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.)

Es war eine sehr glückliche Idee, die der ehrwürdige Verf. dieses Buches hatte, die Hauptmomente aus dem Leben Abraham's herauszuheben, und an sie vielfache, ins menschliche Leben tiefeingehende, Betrachtungen und Schilderungen zu knüpfen. Mit herzinniger Freude sah Rec.

diesem Buche entgegen, und was nur geleistet werden konnte, hat auch der gemüthliche und reichbegabte, schon durch vielfache asketische Schriften rühmlichst bekannte Verf. geleistet. Wohl ists keine Lebensgeschichte Abrahams; aber dessen Erfahrungen, dessen kräftiges Wollen und Wirken ist für das geistige und sittliche Leben fruchtbar und geistvoll dargestellt, also daß es wohl eine Quelle der Selbsterkenntniß, der Besserung und Erhebung für Jeden geworden ist, aus der er Nahrung für Geist und Herz ziehen kann. Die Aufgabe, welche der Verf. sich stellte: „den Leser zur stillen Selbstanschauung zu stimmen, und ihm den vorliegenden Stoff auf eine Art zu bieten, daß er gern bei ihm verweilt und gern sich entschließt, ihn in sich zu verarbeiten, um dadurch Nützliches für Geist und Gemüth zu gewinnen" — hat er herrlich gelöst.

Ein weites, großes Feld liegt uns noch vor, die biblische Geschichte insgesammt auf solche Weise zu bearbeiten, und soviel auch seit mehreren Jahrzehnten dafür gethan worden ist, noch immer hat sich Niemand gefunden, der sie also bearbeitet hätte, wie sichs Rec. denkt, und selbst einst — wenn er aus seinem jetzigen, beinahe keine freie Stunde gewährenden Beruf in eine freiere, den Musen holdere, Lage versetzt sein wird — zu bearbeiten gedenkt, sollte sich nicht ein so geeigneter Mann, wie der Verf. dieses Buchs, gefunden haben, diese Idee ins Leben zu verwirklichen. Wie würde doch dadurch das Lesen der Bibel nutzbarer werden, und der herrliche Geist, welcher in ihr athmet, Herz und Geist lebendig machen!

Doch nun zu dem Buche selbst, das, von der geehrten Redaction beauftragt, uns obliegt, näher ins Auge zu fassen. Es zerfällt in 24 Capitel, von denen jedes einen Punkt des inneren oder äußeren Lebens Abrahams enthält, an den sich jedesmal belehrende Betrachtungen über Vor- und Mitzeit, erhebende Ermahnungen, liebliche Schilderungen reihen, die nicht nur von dem klaren, philosophischen Geiste und reichen, gemüthlichen Herzen des Verf. Zeugniß und Bürgschaft geben, sondern auch dem Leser ein schönes, weites Gefilde der Belehrung und Erbauung gewähren. Vielfach Schönes enthält jedes Capitel, und wollte Rec. Alles von Seite zu Seite durchgehen, so würde die Recension sich zu einem Buche gestalten. Er erlaubt sich nur, um des Verf. Darstellungsweise und Gabe darzulegen, einige Punkte näher zu erwägen, um die Erbauung suchende Welt auf das gehaltreiche Buch aufmerksam zu machen. Rec. scheint, daß es recht nöthig gewesen wäre, wenn dem Buche entweder ein Inhaltsverzeichniß beigefügt worden wäre, oder jedes Capitel eine kurze Uebersicht dessen, was es enthält, bekommen hätte! Eine zweite Auflage wird gewiß diesem Uebelstande abhelfen.

Das erste Capitel führt den Leser in die Vorzeit zurück, wirft einen Blick auf die Familienverhältnisse Abrahams, und auf seine Verwandtschaft u. s. w. und abgesehen von allen gelehrten Bemerkungen wird nun in den folgenden Capiteln jeder bemerkenswerthe Punkt des Wahren, Großen und Edlen, das aus Abrahams Charakter hervorleuchtet, zum Frommen unserer Zeit, dargestellt.

Im zweiten Capitel, wo Hr. P. Holst vom Abraham dem Pilgrimm spricht, sagt er S. 33: „Wir fanden auch wohl manchen Platz, wo es so gut, ach so sehr gut war; er ward ein More für uns, ein schützender Hain, daß die Sonne uns nicht steche am Tage, und der Frost uns nicht schade in der Nacht; haben wir dort gepriesen, wie weise und wie gütig der Herr uns leite? Unser Werk vielleicht, das haben wir vielleicht Allen vorgelobt, die uns begegneten, haben ihnen gesagt, wie klüglich wir unsere Unternehmungen berechnen, und wie gut wir unsern Vortheil verstehn; nur für Gott hatten wir kein Wort des Dankes. Dann gingen wir auch vielleicht weiter, suchten einen neuen Wohnplatz, weil wir des alten überdrüssig waren, aus Gleichgültigkeit gegen seine Vorzüge und Vortheile, die wir verkannten, oder aus Laune, die selbst nicht weiß, was sie will, oder aus Unzufriedenheit und Veränderungssucht, die nur nach neuen Formen und neuen Verhältnissen hascht; wir gingen, weil wir nicht bleiben wollten — oder weil wir nicht bleiben konnten, aus Noth also, die schon so Viele weit hinausgetrieben hat, weg vom Vaterlande und aus der Freundschaft." — Wie wahr und schön zugleich! Sollte der ehrwürdige Verf. selbst wohl ein solcher Pilgrimm sein? — Eben so schön und gemüthlich spricht der Verf. S. 40, wo er den Satz aufstellt: „Ein Reich, wenn's uneins wird mit sich selbst, mag nicht bestehen." Reiche genug sind untergegangen, weil der Verrath frevelte, und weil die Uneinigkeit die Kräfte lähmte. Man sah ihren Fall und erbebte. Doch tausend Häuser sinken, und wir merken es kaum; aber sie sinken aus einer und derselben Ursache. Gemeinschaftliche Kraft, gemeinschaftliches Zusammenhalten und Zusammenwirken und Einssein — es hätte gehalten, was nun stürzt. So aber plündert die Gattin den Gatten, der Mann vergeudet, was die Hausfrau erspart, in entgegengesetzter Richtung bewegen sich ihre Entwürfe; die Tochter betrügt ihre Mutter, der Sohn praßt und schlemmt von dem sauer erworbenen Erbe, das der graue Vater zurücklassen wird, die Brüder streiten wider die Schwestern, und die Schwestern fühlen nicht mehr, daß Ein Blut in ihren Adern fließt." — Welch ein herrliches Gemälde aus der alltäglichen Welt! So wechselt in diesem Buche das Schöne mit dem Wahren, also, daß jeder Leser reiche Nahrung in ihm finden wird. Seite 53 ist eine originelle Idee: Dienstboten sollen auch ihre geschlossenen Gesellschaften haben! So schön die Idee von Holsts Freunde ist — so möchte sie doch in ihrer Ausführung wohl manche Schwierigkeiten haben. Man kann auch zu viel thun wollen, und eine Menschenclasse für empfänglich halten, die es gar nicht ist. Gut wär' es wohl, wenn allen Dienenden eine größere Aufsicht gewidmet würde, ob aber geschlossene Gesellschaften diesen Zweck herbeiführen würden, möchte Rec. wohl aus vielen Gründen bezweifeln. Seite 80 und 81 ff. sind abermals herrliche Worte, gesprochen für unsere Zeit, da noch Sclavenhandel und Schlupfwinkel der Wollust in Dörfern und Flecken gefunden werden! So ist in jedem Capitel des Stoffes und der Ideen, denn der Verf. ist ein ideenreicher Mann, sattsam und Jeglicher stimmt wohl in des Verf. Schlußworte: „Abrahams Name mag endlich hier vergessen werden — er ist angeschrieben im Buche des Lebens; — sein Grabhügel mag zertreten werden, — aber die Hand der ewigen und weisen Liebe bewahrt den Beitrag, den er zum Beßten seiner Zeit, zur Förderung der Wahrheit und der Tugend gab; sie läßt Nichts untergehen, was der Unsterblichkeit angehört; — er

war fromm und wandelte vor Gott, — und Gott ist sein Schild und sein sehr großer Lohn!" —

Das wären denn die Lichtseiten dieses Buches, welches auch einige kleine Schattenseiten hat. Zuerst ist Rec. der Titel aufgefallen: „Scenen." Warum ein solches fremdes Wort, das nicht einmal genau den Inhalt bezeichnet? Wäre nicht weit einfacher und genauer gewesen: „Betrachtungen." Es scheint aber, als ob der Hr. Verf. fremde Worte sehr liebe, denn hier und dort mischt sich ein solches ein. Ferner hat der Verf. zu viel geben wollen, und so ist er oft in eine Breite verfallen, die für den Leser ermüdend wird, und das Buch zu einer Dicke angewachsen, die es zum Ankauf so theuer gemacht hat, daß der Verleger, um es weiter zu verbreiten, schon den Preis von 2 Thlr. auf 1 Thlr. 12 gr. hat herabsetzen müssen. Sehr störend ist, daß Hr. P. Holst so viele Denksprüche aus den alten Classikern in der Ursprache angeführt hat, ohne eine Uebersetzung hinzuzufügen. Wie viele Erbauung suchende Leser — er hat doch nicht blos für humanistisch Gebildete geschrieben — mag es wohl geben, die alle diese Stellen nicht verstehen können! Wir Deutsche sollten, namentlich in asketischen Werken, nicht unsere Gelehrsamkeit auskramen wollen, sondern echt deutsch schreiben, und nimmer ein Buch, das der deutschen Welt geweiht ist, mit lateinischen, griechischen und französischen Sätzen anfüllen. Es beleidigt das Auge, es ist störend für den Sinn! Kein Franzose — er liebt seine Sprache mehr, als wir, — füllt ein Werk mit deutschen Denksprüchen an, er würde sich schämen, wenn er nicht mehr seine Sprache ehrte, als daß sie ein buntes Gemisch wird.

Der achtbare Verf. schreibt so gut und gerundet, sein Styl ist edel, seine Perioden fließend, und wird gewiß auch bei einer zweiten Auflage solchem Uebelstand abhelfen. Der Verleger hat übrigens alle mögliche Mühe angewandt, durch weißes, schönes Papier und correcten Druck das Buch auszustatten; eine Erscheinung, die um so mehr des Lobes werth ist, weil so oft die Herren Buchhändler nur allzusehr ihr Interesse im Auge haben, und schlechtes Papier und schlechter Druck gar oft gefunden wird. φς.

Ueber die körperliche Beredsamkeit Jesu. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik von Friedrich Joseph Grulich, Diak., Rel. u. Hülfslehrer am Lyceum in Torgau. Berlin b. Mittler 1827. X u. 89 S. gr. 8. (12 gr. od. 54 kr.)

Bekanntlich hat der englische Geschichtsforscher Gibbon die Gewohnheit gehabt, bei dem Titel eines neuen Buches, das ihm vorkam, die Frage an sich zu richten: was er denn Alles über den darauf angezeigten Gegenstand wisse? und erst nach Berichtigung dieses Punktes an das weitere Lesen des Buches zu gehen. Rec. möchte seine Leser bitten, diese gar nicht üble Lesemethode auch bei dem vorliegenden Titel anzuwenden. Aber noch viel lieber möchte er wissen, was sie denn über die körperliche Beredsamkeit Jesu auf diesem Wege gefunden, d. h. aus sich selbst geschöpfet haben? Wahrscheinlich gerade so viel, als der Verf. und sein Rec. auch weiß, nämlich Wenig oder Nichts.

Indeß ist das Buch einmal da, und will angezeigt sein. Hätte Etwas über seinen Gegenstand gesagt werden können; so würde es gewiß von Hrn. G. gesagt worden sein, der nicht erst seit gestern und heute, sondern schon viel früher Etwas darüber zu geben bemüht war. Im J. 1814 hatte er eine kleine Abhandlung de eloquentia corporis in Jesu conspicua geschrieben, die uns aber nicht zu Gesichte gekommen ist. Aber auch schon im vorigen Jahrhunderte, 1798, war von ihm eine besondere Schrift erschienen mit dem freilich nicht viel versprechenden Titel: Bemerkungen über eine zweideutige Handlung Jesu.

An dem Vf. liegt also die Schuld durchaus nicht, wenn man von der körperlichen Beredsamkeit Jesu nach wie vor Nichts weiß. Er hat sich wenigstens alle Mühe gegeben, ein ganz schulgerechtes Buch deßhalb auszuarbeiten. Dieses Buch hat eine Dedication, Vorrede, Einleitung, und zerfällt in 3 einander an Ausführlichkeit ziemlich gleiche Abschnitte, von welchen der erste S. 11 allgemeine und anerkannte Voraussetzungen, daß Jesus körperliche Beredsamkeit besessen habe, enthält; der zweite S. 28 zeigt, wie sich die körperliche Beredsamkeit Jesu nach den Anzeigen der Evangelisten im Einzelen wirklich dargestellt habe; der dritte aber S. 66 Folgesätze über die Wichtigkeit, die Anwendung und Brauchbarkeit der bis dahin durchgeführten Untersuchung aufstellt. Auch die Definition von der körperlichen Beredsamkeit S. 5 und 11 („eine Fähigkeit und Geschicklichkeit, durch Ton, Mienen, Geberden und Haltung des Körpers den Reden Reiz (?) und Nachdruck zu geben,") fehlt nicht. In den einzelen Abschnitten werden die Unterabtheilungen streng logisch, und zwar nach obiger Definition, behandelt. So weist der zweite die biblischen Stellen sorgfältig nach, wo die Rede ist 1) von der Stimme Jesu, ihrem natürlichen Ton und ihrer zweckmäßigen Abwechselung. Hier wird Matth. 13 (soll heißen 23) für die in Absicht auf Modulation der Stimme merkwürdigste Stelle erklärt, und den herumziehenden Declamatoren ganz vorzüglich empfohlen als eine Rede, die in Ansehung des Affects keiner Verrina und Philippica nachstehe. 2) von den Mienen und Blicken (des Angesichts) Jesu. 3) von den Geberden oder Gesticulationen Jesu, wo die Extremitäten des Körpers in eine der Rede angemessene Bewegung gesetzt werden. Bei dieser Exposition hat uns S. 50 ein Lächeln abgenöthiget. Es wird nämlich über Luc. 8, 24 gehandelt, und Jesus hier so vorgestellt: „Das erste Mal erhob er gewiß den Drohfinger; das zweite Mal warf er die nach außen gewendete Rechte von sich, und das dritte Mal? — Ich wenigstens sehe ihn herrisch hervortreten und mit erhobenem Arme, mit geballter Faust in den Sturm hineindrohen." Rec. stellt sich Christum bei dieser Gelegenheit ganz anders vor. Blos sein Auge redet und handelt, und auch dieses nur nur mit milden Blicken. Das ist ein schlechter Gewalthaber oder Gebieter, der erst einer donnernden Stimme und der Faust bedarf, ehe die Dienenden ihm gehorchen. Besonders wird Joh. 8, 1 ff. als Beispiel der sinnvollsten Geberdensprache, nämlich der Pantomime, angesehen. Erinnerte sich aber Hr. G. gar nicht, daß dieser locus unter die spurii, wenigstens sehr verdächtigen, gehöre? Mit den Worten S. 56: „die Echtheit der Stelle vorausgesetzt," kommt er nicht durch. 4) von der angemessenen Haltung des ganzen Körpers Jesu, wenn er lehrte. Die hier citirte Stelle aus Cic. de Orat. 3, 25 muß 3, 26 heißen.

Aber ungeachtet aller dieser Ausstellungen, die wir leicht noch durch Mittheilungen aus den übrigen Abschnitten,

(z. B. S. 79. wo es heißt: „Wäre eine Auswahl der Wohlgestalteten und eine Zurückweisung der Häßlichen (unter den Theologie Studirenden) nicht auch um deßwillen rathsam und zweckmäßig, daß die Untüchtigen mehr entfernt würden?“ S. 84. „Daß ein besonderer Phonaskus oder Lehrer der Declamation für die jungen Theologen besoldet werden möchte, wäre — ein unnöthiger Luxus.“) vermehren könnten, haben wir das Büchlein nicht ohne Vergnügen und Belehrung gelesen. Der Verf. ist nicht blos ein mit vielem Wissen dessen, was schon über dieses und jenes gesagt worden ist, ausgerüsteter, d. i. gelehrter, sondern auch ein solcher Mann, der aus dem Schatze seines eigenen Geistes manches Neue hervorlangen kann. Rec. hat mit besonderem Wohlgefallen hier eine Menge Stellen aus römischen und griechischen Classikern, die körperliche Beredsamkeit betreffend, zusammengestellt gefunden, und hätte ihrer noch mehrere gewünscht. Aber auch außerdem weiß er dem Verf. für mancherlei in diesem Büchlein Gesagtes vielen Dank. So die Bemerkung S. 37, daß die von (dem Philologen) Fischer ausgegangene und nach ihm beliebte Willkür, im N. T. die Composita z. B. *ἐμβλέπειν, περιβλέπειν*, schlechthin für Simplicia zu nehmen, Nichts gelten solle. Ferner das treffende Wort S. 40: „Vieles hat Quinctilian zu sagen von oculis intentis, remissis, torvis, mitibus, asperis, und gibt Regeln, wo und wie sie anzubringen seien, aber Nichts habe ich bei ihm, noch bei einem andern Rhetor gefunden von dem nach oben gerichteten Blicke des Beters.“ Ganz aus der Seele des Rec. geschrieben ist, was S. 52 steht: „Joh. 2, 19. Brechet diesen Tempel ab! Wenn dieser Ausspruch so verstanden werden soll, wie ihn der Schriftsteller selbst erklärte — und diese Auctorität muß man doch billiger Weise Etwas gelten lassen —; so“ u. s. w. Besonders aber hat uns gefallen, und als das Beßte des ganzen Buches geschienen, was S. 69 gesagt wird: „Wir müssen annehmen, Jesus habe seine Gabe und Geschicklichkeit eines äußerlich guten Vortrags nicht in der vollen Stärke gezeigt, wie er sie besaß, sondern dieselbe jedesmal so vertheilt und gemäßigt, daß die Freiheit der Zuhörer nicht gestört, und die moralische Wirkung der Wahrheit nicht aufgehoben wurde. — Seine körperliche Beredsamkeit hat also nur einen bedingten Werth,“ u. s. w.

Einiges Andere von uns Angestrichene, wie S. 41 von den Thränen Jesu, wo Hebr. 5, 7. vergessen ist, übergehen wir aus Mangel an Raum, und bemerken nur noch, daß Druck und Papier gerühmt werden müssen. —*μρ*.

Predigten über wichtige Angelegenheiten des menschlichen Herzens und Lebens von M. Gottfried Erdmann Petri, erstem Diaconus in Zittau und Pfarrer zu Kleinschönau, auch Vorsteher des Landschullehrer-Seminars in Zittau. Zum Beßten des Unterstützungsfonds für die Wittwen und Waisen evangelischer Volksschullehrer in der Königl. Sächsischen Oberlausitz. Zittau und Leipzig bei bei J. D. Schöps. 1827. XII u. 226 S. 8.

Die vorliegenden 16 Predigten wurden über Texte, welche 1826 im Königreiche Sachsen für den Vormittagsgottesdienst verordnet waren, gehalten, und gehören zu den besseren Producten der neuesten homiletischen Literatur. Denn schon die Themen zeugen von dem Scharfsinne des Verf. rühmlich. So z. B. folgende Materien. Ueber Luc. 18, 28 — 30. „Bei unseren Entsagungen um Gottes willen gewinnen wir stäts viel mehr, als wir aufopfern.“ Ueber Joh. 17, 25. 26. „Die Bekanntschaft mit Gott.“ Ueber Luc. 24, 13 — 35. „Die Sorge, daß Jesus bei uns bleibe.“ Ueber 1 Sam. 3, 12 — 14. „Die Verantwortlichkeit christlicher Hausväter.“ Ueber Psalm 37, 16. 17. „Den wahren Werth irdischer Güter bestimmt der Werth ihres Besitzers.“ Ueber Pr. Sal. 7, 15. „Daß durch die Ungewißheit im Wechsel unserer Schicksale am beßten für uns gesorgt sei.“

Nicht minder gründlich ist die Disposition der meisten Predigten. So z. B. wird das oben erwähnte Thema: Die Bekanntschaft mit Gott — folgendermaßen abgehandelt: I. Was die Bekanntschaft mit Gott ist. Sie ist 1) eine richtige Erkenntniß seines Wesens und seiner Werke; 2) ein leichtes Verstehen seiner Führungen in unsern Schicksalen, und 3) ein schnelles Empfinden seiner Winke für unser Verhalten. II. Wie wir zu einer solchen Bekanntschaft mit Gott gelangen. 1) durch Zurückziehen von den Zerstreuungen der Welt in die Stille der Andacht; 2) durch tieferes Eindringen in den Geist des göttlichen Worts und 3) durch tägliche Uebung im Gehorsam gegen Gottes Willen.

Auch die Diction, wenn sie gleich keinen hohen rednerischen Schwung enthält, ist edel. Daher konnte der Verf in der Vorrede mit Wahrheit sagen:

„Bei der Auswahl hat mich das Gewicht der behandelten Gegenstände für Herz und Leben geleitet. Möchte mein in achtzehnjähriger Amtsführung fortgesetztes Bemühen, ungezwungenen Gedankenfluß mit faßlicher Ordnung und ansprechende Wärme mit klarer Entwickelung zu verbinden, nicht unkenntlich sein, und der biblische Geist nicht vermißt werden, der den Vortrag religiöser Wahrheit zur christlichen Predigt macht.“

Diese Predigten fanden auch so viele Subscribenten, daß durch ihren Absatz für den edlen, auf dem Titel berührten Zweck ein reiner Ertrag von 400 Thlr. gewonnen wurde; daher der Verf. für die Herausgabe dieser Vorträge zwiefachen Dank verdient. c—h

---

Anzeige der Abhandlungen in den neuesten theologischen Zeitschriften.

Für Christenthum und Gottesgelahrtheit. Eine Oppositionsschrift, herausgegeben von D Bretschneider und Schröter. X. Bandes II. Quartalheft. Jena, 1827. — 1) Erinnerungen an D. Johann Philipp Gabler, gewesenen ersten Prof. der Theol. an der Universität zu Jena, geh. Consistorialrath und des großherzogl. weimar. Fa ken-Ordens Ritter, geboren den 4. Juni 1753; gestorben den 17. Febr. 1826. 2) Rede in der academischen Kirche bei dem Antritte meines Prorectorats den 3. August 1822, von D. Gabler. 3) Wünsche eines alten Theologen für das Wohl des Staats und der Kirche in den großherz. weimar. Landen.